# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

# Deutschen Rundschau

Nr. 247 — Bromberg, den 27. Oktober 1932.


# Onkel Otto.

**Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.**

(28. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Große Demonstration.

Die Frauen ziehen auf dem Marktplatze vor dem Rathause auf. Die resolute Klempnersfrau hält eine fulminante Rede und verlangt den Rücktritt des Bürgermeisters.

Großer Lärm und Beifall.

Bürgermeister Kirsch erscheint auf dem Balkon und spricht zu den Frauen. Er wird, durch Zwischenrufe irregemacht, ausfällig gegen die Frauen, er ermahnt sie, sich lieber mit dem Strickstrumpf zu beschäftigen als mit der städtischen Politik.

Aber das wird ihm zum Verderben, jetzt geht man unbarmherzig mit ihm ins Gericht, man weist ihm nach, daß er immer schon gewußt hat, daß gespielt wird, daß er es geduldet hat, daß er keine Kontrolle über das ganze Tun und Treiben der AG. hatte.

„Fort mit dem Kirsch!" rufen die Frauen. „Zurücktreten!"

Mitten in die Demonstration kommt Besuch aus Berlin. Ein amtliches Auto mit dem preußischen Staatswappen kommt an, und vier Herren entsteigen ihm.

Sie verlangen oben den Bürgermeister Kirsch und die Stadtväter zu sprechen. Die Stadträte sind vollzählig im Rathause versammelt.

Die Ankömmlinge haben sich als der Minister des Innern Stollenbeck, ein Vertreter der Reichsbank, ein Vertreter des Finanzministeriums und der Polizeirat Horst vorgestellt.

Kirsch wird etwas seltsam zu Mute. Er verspürt ein Bangen.

Es kommt zu einer harten Aussprache.

Der Minister geht mit Kirsch hart ins Zeug, nennt ihn verantwortungslos, weist ihm nach, daß festgestellt ist, daß er bereits seit Monaten geahnt hat, daß Glücksspiele gepflegt werden. Unbedachte Äußerungen wirken sich jetzt ungünstig für ihn aus.

Auch sein Verhältnis zu dem Grafen Bossewitz wird unter die Lupe genommen, und man hat in den Geschäftsbüchern des Grafen, die beschlagnahmt worden waren, einen Schuldschein des Bürgermeisters gefunden. Bossewitz hat ihm 20 000 Mark geborgt.

Da wird dem Bürgermeister schwül zu Mute, und er wird ganz klein.

Der Vertreter der Reichsbank betont in Gemeinschaft mit dem Regierungsrat vom Finanzamt, daß durch die grobe Fahrlässigkeit erst dem Fälscher das Handwerk möglich war, und bemerkt, daß sich Reich und Reichsbank vorbehalten, Schadenersatzansprüche an die Stadt Pulkenau zu stellen.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß Sie hier im Amte bleiben, Herr Bürgermeister! Wenn Sie nicht wünschen, daß ich Sie zwangsweise suspendiere, dann legen Sie Ihr Amt freiwillig nieder."

Das tut Kirsch schließlich auch, der ganz gebrochen ist.

Er ist tatsächlich eins der Beispiele von dem Hochmut, der zu Fall bringt. Er war betriebsam und tüchtig, aber er wich ab von dem geraden Wege. Und das brachte ihn zu Fall.

Plötzlich erscheint der Stadtrat Müller auf dem Balkon und ruft hinunter: „Herr Kirsch hat eben sein Amt als Bürgermeister niedergelegt. Gehen Sie nach Hause! Ihr Wunsch ist erfüllt."

Da herrscht ein Riesenjubel bei den Frauen, und die Demonstration löst sich in Wohlgefallen auf.

*

Alfred Käsebier ist aufgeregt nach Hause gekommen. Die Familie saß bereits beim Mittagessen.

„Habt ihr gehört, von der großen Frauendemonstration, die den Rücktritt Kirschs erzwingen wollte?"

„Der wird sich so mir nichts dir nichts zwingen lassen!" sagt Theodor geringschätzig.

„Er ist zurückgetreten!"

„Was? Da schlägt's dreizehn! Na, das wird den Schuft, den Onkel, freuen, der sich dafür mit eingesetzt hat."

„Onkel Otto, Vater, dein Onkel . . . der war heute auf der Stadtbank!"

„So, was wollte er denn da?"

„Er hat sich ein Konto angelegt!"

„Bankkonto? Was braucht der für seinen Notpfennig ein Bankkonto?"

„Notpfennig! Weißt du, Vater . . . Onkel Otto hat's der Verwandtschaft richtig besorgt, dir auch! Der ist nicht verarmt, der ist noch so schwerreich wie früher. Der hat auf sein Dollarkonto den Betrag von sage und schreibe . . . zwei Millionen Dollar eingezahlt."

Theodor Käsebier hört, was der Sohn sagt. Blitzartig erkennt er, was er durch seine beispiellose Gemeinheit angerichtet hat, daß er sich selber um ein vielleicht riesiges Erbe betrogen hat.

Eine rasende Wut steigt in ihm empor, alles Blut dringt zum Herzen.

Schwarz wird's vor seinen Augen.

Ein kurzer Ruck geht durch seinen Körper!

Dann sackt er zusammen.

Ein Aufschrei geht durchs Zimmer. Der Sohn springt hinzu, will den Vater aufrichten.

„Mutter . . . den Arzt . . . ein Herzschlag!"

Die kleine, verhärmte Frau steht wie angewachsen und starrt auf den Zusammengesunkenen.

Hart spricht sie dann:

„Kein Arzt der Welt kann hier mehr helfen . . . den hat die Wut um's Geld in den Tod getrieben. Er ist tot! Sieh doch . . . sieh ihm doch in die . . . schlechten Augen!"

Alfred Käsebier bettet den Vater auf die Chaiselongue.

Er ist tot. Die Augen drückt er ihm zu, und als er jetzt in sein Antlitz schaut, da kommt's ihm so seltsam fremd vor, er kann nicht verstehen, daß der Tote sein Vater gewesen sein soll.

„Mutter . . . du hast recht . . . hier ist Hilfe umsonst. Ich habe ihn getötet!"

„Nein, mein Sohn! Die Wut . . . um verlorenes Geld, um das Erbe . . . die hat ihn umgebracht. Sieh ihn an . . .

es war dein Vater ... siebenundzwanzig Jahre habe ich mit ihm gelebt. Ich war kaum siebzehn ... als er mich nahm. Siebenundzwanzig Jahre ... und kein Tag der Freude. Siebenundzwanzig Jahre ... maßlose Qual."

Sie weinte auf in hemmungslosem Schmerze.

„Vergiß, Mutter ...!"

„Vergessen ... ja, vergessen ... ich ... kann auch nicht mehr tun ... Gott mag mir verzeihen ... aber ich kann nicht trauern ... Ich kann nur vergessen ... mein Elend ... und damit seine Schuld."

*

Auch zu Frau Antonie ist die Nachricht gedrungen, daß Onkel Otto mit einem Male so maßlos reich ist.

Die Nachricht hat sie völlig aus dem Gleichgewicht gebracht.

Da erfährt sie von Theodors Tode, und vor ihren Augen wird's hell, sie weiß genau, was ihn umgebracht hat.

Onkels ... plötzlicher Reichtum, der doch für ihn verloren war.

Sie sitzt lange in Gedanken versunken da.

Ihr ganzes Leben wird noch einmal lebendig vor ihren Augen. Kindheit und Jugend rollen vorbei und sie fühlt, daß in ihrer Seele immer eins gesessen hat:

Der brennende Neid! Er hat ihr das Leben vergällt. Er hat sie schlecht gemacht und angespornt, das Böse zu tun.

Warum das alles? Die Frage dringt unbarmherzig auf sie ein. Sie versucht, sich Rechenschaft zu geben, und kann es nicht. Sie denkt daran, daß sie früher einmal glaubte, mit einer kleinen sicheren Existenz zufrieden zu sein, und wurde es doch nicht. Immer erschien es ihr nicht genug ... sie dachte immer nur daran, zu erraffen. Heute fiel ihr zum ersten Male ein, daß am Ende jedes Lebens doch ... der Tod stand.

Und nach dem Tode ... die Ewigkeit ... das Gericht Gottes.

Eine seltsame Angst packt sie. Sie versucht, ihrer Herr zu werden, aber sie vermag es nicht.

Sie beginnt sich zu schämen und zum ersten Male versteht sie den Gatten und sein Handeln, sie begreift, daß er nicht anders konnte.

Aber noch ist Trotz in ihrem Herzen.

*

Am nächsten Tage findet eine Stadtverordnetensitzung statt.

Zu dieser Sitzung erscheint auch Frank Käsebier wieder einmal. Es geht um die Neubesetzung des Bürgermeisterpostens.

Man berät, ob man die Stelle ausschreiben soll oder nicht.

Da meldet sich Frank Käsebier zum Wort und sagt: „Meine Herren! Für Pulkenau ist eine neue Ära im Anbrechen! Mit dem Rücktritt von Justus Kirsch, der viele Verdienste für die Stadt hat, der aber zu weit abwich von dem richtigen Wege, beginnt eine neue Zeit. Pulkenau ist wieder sauber, ist keine Spielerstadt mehr. Unser Pulkenau hat sich gewandelt, es ist ein grünes, freundliches Städtchen geworden. Um unsere mustergültige Park- und Stadtanlage beneidet uns manche größere Stadt. Pulkenaus Weg ist genau vorgezeichnet. Es kann jetzt nicht zurück und wieder die kleine behagliche Ackerbürgerstadt werden. Das wäre schade um die viele geleistete Arbeit. Pulkenau soll die kleine behagliche Kurstadt werden, in der sich jeder wohlfühlt, die Stadt, der sich jeder gern anvertraut, weil er weiß, daß man ihn als Gast gern aufnimmt, und ihn nicht als Neppobjekt ansieht. Ich glaube, darin stimmen wir alle überein."

Beifall auf allen Plätzen.

„Meine Herren, wir stehen vor der Neuwahl des Bürgermeisters. Erlauben Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Nehmen Sie den ehrenhaftesten Bürger unserer Stadt, gescheit und gewandt in allen Dingen, sicher im Urteil, ein klarer, guter Redner, einer, der in jeder Verhandlung seinen Mann steht ... den Wirt des „Blauen Ochsen", Herrn Peter Lenz. Wählen Sie ihn als Bürgermeister! Mit diesem ehrenhaften Manne ist die Gewähr gegeben, daß das Amt in den besten, treuesten Händen ist. Und für den freigewordenen Posten des Kurdirektors empfehle ich Ihnen meinen Onkel, Herrn Otto Käsebier. Unser Onkel Otto hat Pulkenau lieben gelernt, und er will mithelfen, daß es wird. Zum Werden aber gehört Geld. Herr Otto Käsebier stellt seiner Heimatstadt für die Dauer von 10 Jahren einen Betrag von zwei Millionen Mark zinslos zur Verfügung. Sie mögen sich ausrechnen, welche Chance er damit in selbstloser Weise seiner Heimatstadt gibt, und ich hoffe, daß man mich begreifen wird, daß ich diese zwei Männer vorschlug. Nicht weil ich mit ihnen in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stehe. Nein, ich halte sie beide für die Posten für restlos geeignet und würdig."

Riesenbeifall. Große Freude bei allen Stadtverordneten. Sie haben mit einem Ruck erkannt, welch gewaltige Chance damit der Stadt gegeben wird.

Einer rechnet aus: wenn man das Kapital von zwei Millionen bei einer Bank niederlegt zu 5 Prozent, dann sind es im Jahre 100 000 Mark.

Das Ende vom Liede:

Peter Lenz wird zum Bürgermeister, Otto Käsebier zum Kurdirektor gewählt. Denn die Stadt kriegt zinslos Geld, etwas ganz Unfaßbares in dieser Zeit.

Die Handwerker, die kleinen Gewerbetreibenden der Stadt atmen auf und sind glücklich. Sie haben von Onkel Ottos Bestimmungen gehört, daß die Gelder, die von dem Kapital ausgeliehen werden, mit einem verschwindend geringen Zinssatz, allerdings bei bester Sicherung, gegeben werden.

Neue Perspektiven eröffnen sich ihnen.

Und die Krise wird schließlich auch einmal vorbeigehen.

*

Große Feierlichkeit im „Blauen Ochsen".

Der neue Bürgermeister Peter Lenz hat die Verwandtschaft und die Stadtverordneten zu einem Essen geladen.

Man feiert ihn, und vor allen Dingen auch Onkel Otto.

Mit einem Male — wie seltsam, nicht wahr, lieber Leser — mögen alle den alten Herrn so gern, der heute so jung ausschaut wie noch nie.

Aber ein klein wenig böse ist Onkel Otto.

Dixi und Rudi haben sich immer noch nicht zusammengefunden.

Aber heute geschieht's und geht so vor sich:

Dixi kommt zum Onkel und flüstert ihm ins Ohr: „Onkel ... ich bin heute so glücklich, ich könnte dir jeden Wunsch erfüllen."

„Verlob' dich mit Rudi!"

„Mache ich, Onkel, ich zwing' ihn! Und wenn er sich noch so sträubt!"

Onkel sieht sie wieder zu Rudi gehen, sich hinsetzen, unruhig rutscht er auf seinem Platze hin und her.

Plötzlich kommt Rudi auf ihn zu und sagt ihm leise ins Ohr: „Onkel ... ich bin heute so in Stimmung, ich möchte dir gern eine recht große Freude machen!"

„Verlob' dich mit der Dixi!"

„Mache ich, Onkel! Ich zwing' sie, und wenn sie sich noch so sträubt!"

Er klopft dem Onkel lächelnd auf die Schulter und geht auf die Dixi zu.

Faßt sie beim Kopfe und gibt ihr einen herzhaften Kuß, daß sie erst ganz verdutzt ist, dann aber lacht sie und küßt ihn wieder.

Die Tafelrunde sieht lachend das Schauspiel. Dann begreift man, und die Gläser fliegen hoch.

Onkel Otto ruft mit fröhlicher Stimme: „Meine Herrschaften ... unsere liebe Dixi hat sich eben mit unserem lieben Rudi verlobt! Wir erheben unser Glas und trinken auf das Wohl des glücklichen jungen Paares!"

Alle fassen ihre Gläser.

„Es ist kein Löwenjäger, der vor einem Löwenbaby auskneift. Es ist kein Graf von und zu ... es ist nur Rudi Lenz ... aber wir lieben ihn und wissen, daß das Glück an dem Lebenswege des jungen Paares steht. Das junge Paar ... hoch ... hoch ... hoch!"

Begeistert stimmt alles ein und beglückwünscht die beiden.

(Schluß folgt.)

# Der Schuß in der „Todeskurve“

Skize von A. Schöneberg-Rodenbach.

Vor „Hallers Todeskugel“ staute sich die Menge der Kirmesbesucher. Die sogenannte Todeskugel war ein Hohlkörper aus starkem Stahlgeflecht, auf dessen Innenseite Motorradfahrer in irrsinnigem Tempo ihre Kreise zogen. Fred Haller, der Besitzer des Unternehmens, stand im Lederzeug, den Sturzhelm im Arm, selbst vor der Menge und erklärte dieser den Nervenkitzel, den sie bei ihm zu gewärtigen habe. Unten in der leeren Manege befanden sich zwei Personen, ein dunkelhaariges Mädchen und ein junger Mensch südländischen Typs, beide an ihrer Lederkleidung als Fahrer des Unternehmens kenntlich. Der Mann bastelte, auf den Absätzen hockend, an einer der drei Rennmaschinen. Ein fester Griff des Mädchens nach seiner Schulter riß ihn zurück.

„Laß die Kettenschlösser in Ruh, Pucciali! Freds Maschine geht dich gar nichts an.“

Der Mann sprang auf und drängte sich dicht vor das Mädchen. „Mach mich nicht wahnsinnig, Lola!“

„Ich mach es nicht — du bist es, Pucci.“

„Er ist nicht dein Mann“, keuchte der Fahrer mit einem haßerfüllten Blick zum Eingang hin, von wo Fred Hallers Stimme hereinklang.

„Das geht dich gar nichts an, Pucciali.“

„Er mißhandelt dich.“

„Unsinn!“

„Ich hörte dich weinen . . . in der Nacht . . . im Wagen.“

„So, hörtest du? — Man weint schon einmal . . . aus Glück, aus Liebe, was weiß ich!“

Ein gellender Beckenschlag ertönte, das Zeichen für den Fahrer, auf knallender Maschine vor dem Publikum zu erscheinen.

„Lola, ich liebe dich mehr als . . .“

„Vorwärts, tritt die Maschine an!“

„Ich dulde es nicht mehr . . .“

Das Mädchen legte dem Fahrer begütigend die Hand auf die Schulter. „Sei nicht töricht, Pucci! Bring dich nicht um Arbeit und Brot! Fred bezahlt dich anständig. Ein Wort von mir, und du liegst auf der Straße.“

„Ist mir ganz einerlei.“

„Mädchen kannst du zu Dutzenden haben, schönere als mich. Sie verrenken sich den Hals nach dir.“

„Ich will sie nicht. Ich will dich!“

Zum zweiten Male ertönte der Gong, befehlender noch. „Los, Pucciali, rauf auf die Bretter!“ — Das war nicht mehr die begütigende Stimme der Kameradin und Mitfahrerin, das war der scharfe Befehlston der Direktorin. Der Fahrer knirschte mit den Zähnen, warf mit einem einzigen wütenden Tritt auf den Kickstarter die Maschine an und sauste unter ohrenbetäubendem Geknatter den Laufsteg hinauf vor die Menge. Lola aber verschwand, ehe sie selbst auf der Maschine droben erscheinen mußte, einen Augenblick im Wohnwagen. Ihr geschultes Ohr, das auf die feinsten Unregelmäßigkeiten der Maschinen zu horchen gewohnt war, hatte ein letztes drohendes Wort Puccialis aufgefangen.

Die Zuschauer strömten herein. Die Vorstellung begann. Pucciali drehte als erster ein paar Runden, die ihn kaum über die Mitte der Kugel hinaustrugen. Dann kam Lolas Nummer. Im Achtzigkilometertempo raste die „Verächterin des Todes“ in der Kugel umher, zog Schleifen hinauf, hinunter, daß den Zuschauern die Augen tränten und sie das kühne Mädchen mit überschwenglichem Beifall belohnten. Danach fuhr Fred selbst, der senkrechte Ringe drehte, also vollständig mit dem Kopfe nach unten hing. Den Abschluß der Schaustellung bildet die „Todeskurve“, das gleichzeitige Rennen zweier Fahrer. Lola flüsterte dem Geliebten im letzten Augenblick zu: „Sieh dich vor! Pucci rast vor Eifersucht.“

„Fertig!“ — Die Motoren dröhnten auf. Gang. Startschuß, Gas! Dröhnende Explosionen. Gas weg! Schalten, Vollgas! — In einer Wolke von Öl- und Benzindunst rasten die Fahrer wie Schatten an der Innenseite der Kugel entlang. Immer höher, immer schneller. Jetzt Kurven . . . hinauf, hinunter. Noch schneller. Nun mochten hundert Stundenkilometer erreicht sein. Jetzt kam das gefährliche Überholen, einmal, zweimal, dreimal! — Das Publikum wußte nicht mehr, welcher Fahrer vorn lag.

Ein Knall aus Lolas Startpistole: Der letzte Akt begann, das gleichzeitige Kopf-unten-Fahren. Mit Vollgas die Wand hinauf, Gas weg! Senkrecht hinunter, wieder Vollgas. Mit 120 Stundenkilometern flogen die beiden in Abständen eines halben Kugelumfanges hintereinander her. Es war genug. Lola hob die Pistole: Schuß! Zündung weg! Leerlauf! — Doch nur eine Maschine verstummte, die andere raste mit höchster Tourenzahl weiter, überholte — nur um Haaresbreite wich der Vordermann dem Zusammenstoß aus. Bruchteil einer Sekunde — dann brüllte auch die zweite Maschine wieder unter Vollgas auf. Haller wußte, was vorging: Pucciali wollte ihn rammen. Und das bedeutete sicheren Tod. Doch schon hatte er wieder den halben Kugelumfang zwischen sich und seinen Gegner gebracht. In tollem Wirbel ging das Duell auf Leben und Tod vor sich. Zweimal noch gab die Pistole das Schlußzeichen. Umsonst. Das Publikum spendete lärmenden Beifall. Es glaubte an eine Zugabe.

Abermals hob Lola die Hand, diesmal zielend. Ein peitschender Pistolenschuß . . . donnernder Knall eines platzenden Reifens . . . hunderfacher Aufschrei in der Zuschauermenge. In der Todeskugel wälzten sich in unentwirrbarem Knäuel Rad und Mensch zwischen Wand und Wand. Einer der Fahrer war infolge Platzens eines Reifens gestürzt, der andere zog seine Kreise, langsamer werdend, weiter, bis das blutige Knäuel unter ihm ruhig lag. Dann landete auch er.

Polizisten räumten die Manege. Sanitäter trugen den toten Artisten weg. Fred Haller brauchte lange Zeit, bis er die im Weinkrampf sich schüttelnde Lola beruhigt hatte. Er glaubte an einen Zufall, wie er tausendfach im Artistenleben den Ausschlag gab.

„Das war der Zufall“, gestand die Weinende. „Du weißt, mein Vater war Kunstschütze. Tausendmal schoß er mir den Apfel vom Kopf. Ich lernte es auch. Es war keine Kunst, das Hinterrad zu treffen.“

Drei Tage später folgten zwei stumme Menschen einem Sarge. „Er war ein furchtloser Fahrer“, sagte Fred Haller, „schade, daß ihm die Liebe die Vernunft raubte.“

Lola schmückte das Grab mit erdrückender Blumenfülle.

---

# Vom Wiedererkennen.

Von Landgerichtsdirektor Dr. **Albert Hellwig**-Potsdam.

Das tragische Geschick der Eltern Daubmann, die in einem gewissenlosen Hochstapler ihren im Kriege vermißten Sohn wiederzuerkennen geglaubt haben, ist durchaus nicht so einzigartig, wie man zunächst vielleicht annehmen möchte. Und auch, daß die bedauernswerte Mutter selbst nach der Entlarvung des Betrügers, nach seiner Überführung durch die Vergleichung der Fingerabdrücke und nach dem schließlich abgelegten Geständnis, noch immer zäh daran festhält, der Schneider Hummel sei mit ihrem vermißten Sohne identisch, ist dem Kriminalisten nichts Ungewohntes. Es erscheint ja auch nur zu natürlich, daß die Mutter sich schwer oder gar nicht an den Gedanken gewöhnen kann, ihre Mutterliebe sei so schmählich enttäuscht worden und ihr Mutterinstinkt habe so kraß versagt.

Tagaus tagein verschwinden in den großen Kulturländern Menschen, Erwachsene, aber auch Kinder. Meistens tauchen sie nach kürzerer oder längerer Zeit wieder tot oder lebendig auf; nicht immer aber gelingt es der fruchtbaren und mühsamen Arbeit der Vermißtenzentralen, die Verschwundenen wieder ausfindig zu machen. Es ist keineswegs selten, daß zunächst eine falsche Person für den Vermißten gehalten wird. Ganz besonders kommt das bei Kindern vor, von denen das Volk vielfach glaubt, sie seien von Zigeunern entführt worden.

Besonders bekannt ist der Fall der Else Kassel aus Hannover, über den seiner Zeit der Kriminalinspektor Homrighausen, der die jahrelangen Nachforschungen geleitet hat, in dem „Archiv für Kriminalanthropologie“ berichtet hat. Die sechsjährige Else verschwand eines Tages spurlos. Die Eltern und die Nachbarn waren fest davon überzeugt,

daß das Mädchen von Zigeunern entführt worden sei. In Wirklichkeit hatte ein Postschaffner es ermordet und die Leiche in seinem Keller verscharrt. Erst nach dreieinhalben Jahr gelang es, die Mordtat aufzuklären. Bis dahin wurde in ganz Deutschland fieberhaft nach der entschwundenen Kleinen geforscht, unter lebhaftester Anteilnahme weiter Volkskreise. In einem Mädchen glaubten die Eltern mit Bestimmtheit ihre verschwundene Tochter wiederzuerkennen und klammerten sich an diesen Glauben auch noch, als schon feststand, daß sie einem Irrtum zum Opfer gefallen waren.

Daß derartige Fehlleistungen bei dem Wiedererkennen großes kriminalistisches Interesse haben, liegt auf der Hand. Sie zeigen uns, in wie hohem Maße man in der Strafrechtspflege mit Irrtümern über die Persönlichkeit des Täters rechnen muß, und mahnen daher alle Organe der Strafrechtspflege zur größten Vorsicht bei Gegenüberstellungen und bei der Bewertung des Beweisergebnisses. Man kann erfahrungsgemäß hierbei nicht vorsichtig genug sein. Wenn man mit der erforderlichen Sorgfalt vorgeht, wird man allerdings fast immer sich vor schwerwiegenden Fehlern hüten können. Immerhin gibt es Fälle, wo auch der gewiegteste Kriminalist wenigstens zunächst in Gefahr ist, zu Unrecht anzunehmen, der ergriffene Verdächtige sei mit dem Täter identisch.

Einen derartigen Fall hat Staatsanwalt Troeltsch in dem Pitaval der Gegenwart geschildert. In einem bayerischen Marktflecken waren 1891 ein Bäckermeister und seine Tochter ermordet worden. Der Verdacht fiel auf einen Bäckergesellen W., der seitdem verschwunden war. Und es kann wohl auch kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß er den Raubmord tatsächlich begangen hat. Wenige Tage später jagte sich in Bremen ein junger Bursche in gleichen Alter in selbstmörderischer Absicht mit einem Revolver drei Kugeln in die Brust. Nur eins der drei Geschosse konnte entfernt werden. Notdürftig hergestellt, kam er in ein rheinisches Genesendenheim. Da er Angaben über seine Persönlichkeit machte, die nicht glaubwürdig schienen, wurde er photographiert. Am nächsten Tage war der Mann, der sich Georg Kotter genannt hatte, verschwunden. Es stellte sich heraus, daß es sich um den wegen Raubmordes verfolgten Bäckerburschen handelte.

In den nächsten beiden Jahren wurde W. von früheren Kameraden zweimal im südlichen Bayern herumstromernd angetroffen, darunter einmal bei dem Orte Wertbach. Man hatte die Hoffnung, seiner habhaft zu werden, schon fast aufgegeben, als im Jahre 1900 die Staatsanwaltschaft Augsburg die Nachricht erhielt, in Bozen sei ein etwa 26 bis 28 Jahre alter Bursche festgenommen, der sich Szegt nenne, aber offenbar einen falschen Namen führe und möglicherweise der gesuchte Raubmörder sei.

Szegt wurde ausgeliefert und in Augsburg zahlreichen Personen gegenübergestellt, die ihn mit großer Bestimmtheit als W. wiedererkannten. Da noch eine Reihe anderer belastender Umstände hinzukam, ist es verständlich, daß gegen Szegt das Verfahren wegen Mordes eingeleitet wurde. Szegt weigerte sich hartnäckig, irgend welche nachprüfbaren Angaben über sein Vorleben zu machen. In der Voruntersuchung wurden auch die leiblichen Eltern und die Geschwister dem Verhafteten gegenübergestellt. Sie erklärten nicht etwa, der angebliche Szegt sei ja gar nicht ihr Sohn oder ihr Bruder, sondern machten bis auf einen älteren Bruder sämtlich von ihrem Recht, ihr Zeugnis zu verweigern, Gebrauch. Dieser ältere Bruder erklärte es ausdrücklich als „nicht ausgeschlossen", daß es sich tatsächlich um seinen Bruder handle. Und auch ein Stiefbruder betonte die große Ähnlichkeit des Szegt. Von sieben Personen, die im letzten Jahre vor dem Morde mit W. zusammen längere Zeit gearbeitet oder ihn näher gekannt hatten, erkannten vier ihn mit voller Bestimmtheit wieder, während die anderen drei es wenigstens für sehr wahrscheinlich erklärten, daß es sich tatsächlich um W. handle. Zwanzig andere Zeugen wurden ermittelt, die den W. auf seiner letzten Arbeitsstelle auch kennen gelernt hatten. Vierzehn bejahten ohne weiteres seine Identität, vier fanden eine große Ähnlichkeit mit W. und nur zwei — ein Richter, der ihn vernommen hatte, und eine Wirtin — erklärten, sie könnten keine Ähnlichkeit finden. Schließlich meinten noch sechs Zeugen, die den W. in Bremen nach seinem Selbstmordversuch oder in dem Genesungsheim kennen gelernt hatten, sie glaubten, daß es sich um W. handle.

Diese Aussagen der Zeugen waren besonders wertvoll dadurch, daß sie sich vielfach auf Besonderheiten in der äußeren Erscheinung des Angeklagten zu stützen vermochten, indem sie darauf hinwiesen, daß W. einen wiegenden Gang, auffallend vorgeschobene und beim Gehen schaukelnde Schultern, einen tiefgeschnittenen Mund gehabt habe und daß sein linkes Auge mehr zugekniffen gewesen sei als das rechte. Er habe eine fahle gelbliche Gesichtsfarbe gehabt, wulstige Augendeckel und einen stechenden Blick. Genau die gleichen, in ihrer Häufung gewiß nicht allzu oft vorkommenden Besonderheiten wies auch Szegt auf. Nur die Körperlänge schien einigen Zeugen nicht ganz zu stimmen; auch glaubten einige sich zu erinnern, daß die Farbe seiner Augen anders gewesen sei; doch gaben diese Zeugen zu, daß sie sich irren könnten.

Ganz besonders beweiskräftig war die Tatsache, daß eine ganze Anzahl besonderer körperlicher Kennzeichen W.'s sich auch bei Szegt nachweisen ließen. So eine harte Narbe am rechten Ellbogen, die anscheinend von einer Brandwunde herrührte, über die Szegt die Aussage verweigerte. Ferner Schnittnarben auf dem Kopf, deren Vorhandensein Szegt in Abrede gestellt hatte, und eine Narbe zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Dort, wo W. die drei Narben auf seiner Brust von seinem Selbstmordversuch haben mußte, fanden sich bei Szegt zwei Narben und ein weißlicher Fleck, der zwar nach Lage und Form nicht ganz so schlimm schien, aber nach dem Gutachten der Sachverständigen von der dritten Kugel herrühren konnte. Auch fand man bei der Röntgendurchleuchtung Szegts in seiner Brust noch die eine der beiden Kugeln; die andere konnte im Körper gewandert sein.

Da schließlich das Benehmen Szegts durchaus geeignet war, den Verdacht zu bestärken, kann man wohl sagen, daß wohl jedes Gericht seine Identität mit W. als erwiesen angesehen hätte. Und doch stellte es sich einwandfrei heraus, daß Szegt in Wirklichkeit Anton K. hieß, mit dem Raubmord nichts zu tun hatte, zur Zeit der Tat in Wien gewesen war und nur mit Rücksicht auf seine angesehene Familie es ablehnte, Auskunft über seine Person zu geben, da er Verschiedenes auf dem Kerbholz hatte.

Derartige Erfahrungen mahnen immer wieder zur größten Vorsicht.

## Lustige Ecke

**Beim Augenarzt.**

„Ja, ja, Herr Doktor, lesen kann ich es schon, nur nicht aussprechen!"

*

* **Wohltätigkeitslotterie.** „Kaufen Sie mir doch bitte ein Los ab!" sagt eine reizende Verkäuferin bei der Wohltätigkeitstombola zu einer alten Dame. „Erster Preis eine prächtige Limousine!"

„Ach, mein liebes Fräulein", erwidert darauf die alte Dame, „was soll ich in meinen alten Tagen noch mit einem Auto anfangen! Überdies will ich auch gar nichts gewinnen!"

Darauf entgegnete die junge Dame: „Gnädige Frau, ich habe bestimmt auch viele Nieten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.